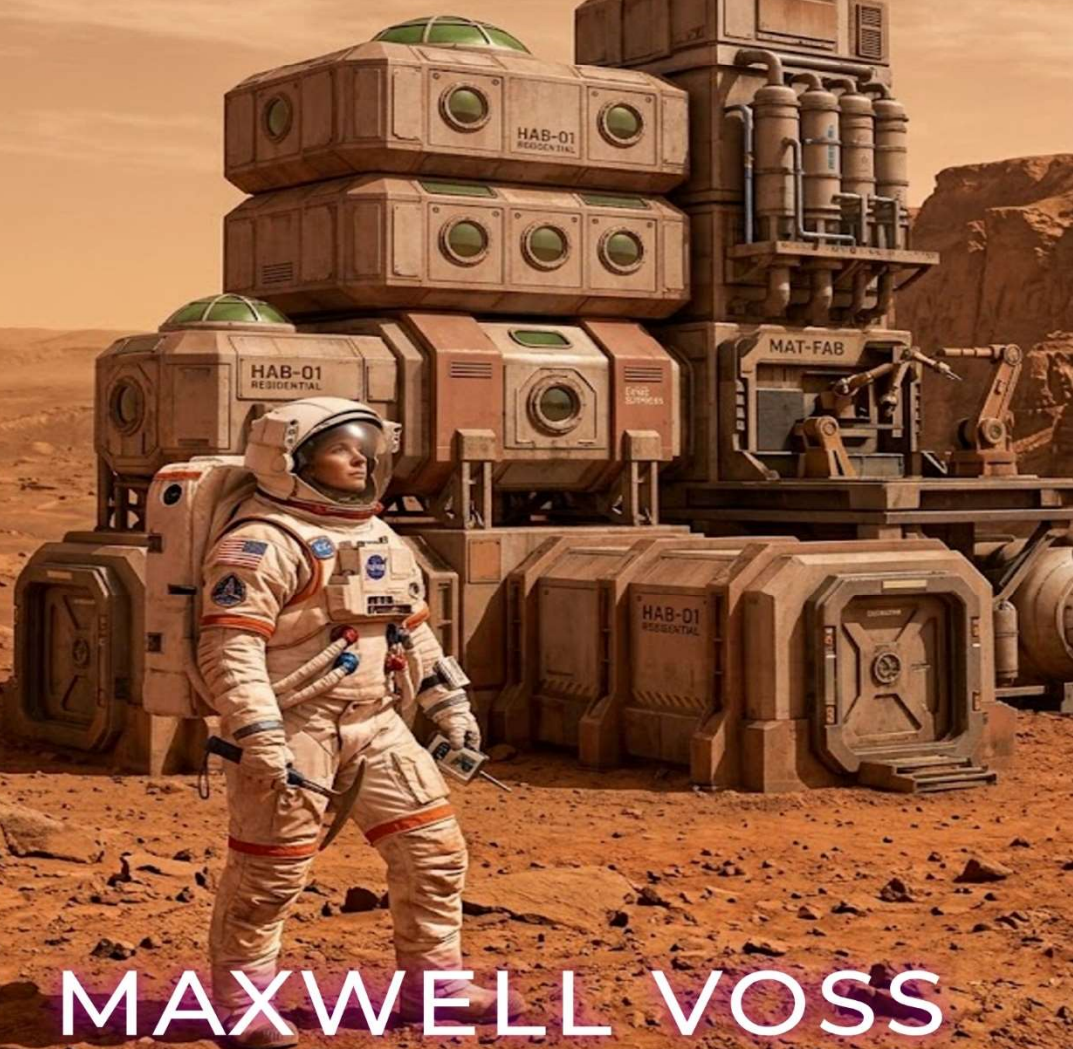


EINE AB DISCOVERY KURZGESCHICHTE

ORBITAL- MECHANIK

WAS TRAGEN SIE IN EINEM RAUMANZUG?



MAXWELL VOSS

Orbitalmechanik

von

Maxwell Voss

Erstveröffentlichung 2026

Copyright © AB Discovery

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieser Veröffentlichung darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Herausgebers und des Autors reproduziert, in einem Datenabfragesystem gespeichert oder in irgendeiner Form oder mit irgendwelchen Mitteln, elektronisch, mechanisch, durch Fotokopieren, Aufzeichnen oder auf andere Weise übertragen werden.

Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen oder tatsächlichen Ereignissen ist rein zufällig.

Titel : Orbitalmechanik

Autor: Maxwell Voss

Herausgeber: Michael Bent, Rosalie Bent

Herausgeber: AB Discovery

© 2026

www.abdiscovery.com.au

Samantha war schon elf Wochen auf dem Bahnsteig von Valles Marineris, bevor sie sich eingestand, dass der Schmerz in ihrer Brust, den sie fast jeden Abend verspürte, sehr wenig mit Heimweh zu tun hatte.

Sie hatte Heimweh erwartet. Alle hatten sie davor gewarnt, in dem milden, leicht gelangweilten Tonfall, mit dem ältere Kollegen jüngere Versetzungskandidaten vor Dingen warnten, die sie selbst schon lange nicht mehr empfanden. Die Fremdheit eines Himmels, der nie so recht passte, die unterschwellige Klaustrophobie der engen Gänge, die besondere Einsamkeit einer zweijährigen Rotation auf einem Bahnsteig, der vierzig Personen beherbergte und sich an den meisten Tagen deutlich kleiner anfühlte. Sie hatte sich auf all das vorbereitet, fast schon alles eingepackt, so wie man eine zusätzliche Jacke für angekündigtes Wetter einpackt, und war insgeheim ein wenig stolz auf sich gewesen, als der erste Monat verstrich und nichts davon sie mit der befürchteten Wucht getroffen hatte.

Was sie nicht erwartet hatte und wofür sie zunächst keinen Namen hatte, war dieses besondere Gefühl, das sich etwa in der neunten oder zehnten Woche nach einer vollen Schicht im Raumanzug fast jeden Abend in ihr einschlich. Wenn sie das Ding im Bereitschaftsraum abstreifte und einen Moment in der dicken, unscheinbaren Unterwäsche darunter stand, spürte sie, wie in ihrer Brust etwas still wurde, wie schon lange nicht mehr. Es war natürlich eine Windel, aber ein schlichtes, weißes Funktionsteil, genau wie die, die alle anderen trugen.

Die Arbeit mit dem Raumanzug selbst war, objektiv betrachtet, unspektakulär. Die Valles-Marineris-Plattform führte Atmosphärenaufbereitung und Mineralienerkundung von einer Ansammlung von Habitaten entlang des nördlichen Canyonrandes aus durch. Samanthas Schicht sah sie drei, manchmal vier Tage pro Woche im Außenbordeinsatz (EVA) vor, wo sie Diagnosen an den Aufbereitungsanlagen durchführte und die langsame, sorgfältige

Wartung übernahm, die es vierzig Menschen ermöglichte, Luft zu atmen, die es seit Milliarden von Jahren in keiner nutzbaren Form auf diesem Planeten gegeben hatte. Eine Schicht dauerte sechs, manchmal acht Stunden. Der schwere, in sich geschlossene Raumanzug, konstruiert für einen Körper, der ihn nur im absoluten Notfall verlassen durfte, berücksichtigte in seiner Konstruktion dieselbe Tatsache, die jeder Langzeit-EVA-Anzug seit den Anfängen der Orbitalmissionen voraussetzte: Die Person darin musste irgendwann während dieser sechs oder acht Stunden oder länger ihre Notdurft verrichten.

Das dafür ausgegebene Kleidungsstück war funktional und völlig schnörkellos: eine hochabsorbierende Unterziehschicht, die jeder EVA-zertifizierte Arbeiter auf der Plattform trug – schlicht und selbstverständlich. In den Köpfen der meisten Menschen war sie neben den Sauerstofffiltern und der Wärmeregulierung des Anzugs als ein weiteres Ausrüstungsteil abgespeichert, das die Arbeit erst ermöglichte. Samantha hatte während ihrer Zertifizierungsausbildung auf der Erde eine ähnliche Schicht getragen – kurz, rein sachlich, ohne dabei mehr zu empfinden als die leichte, praktische Erleichterung, ein Problem gelöst zu haben, bevor es überhaupt zu einem werden konnte. Und als sie das Transportmittel nach Valles Marineris bestieg, hatte sie erwartet, dass ihre Beziehung dazu genau das bleiben würde: funktional, unauffällig, eine Tatsache des Jobs und nichts weiter. Doch es war und blieb eine Windel, und nichts daran konnte sie vom Gegenteil überzeugen.

Es hatte etwa sechs Wochen gedauert, bis diese Erwartung zerbrach.

Sie konnte später keinen einzigen Zeitpunkt benennen, an dem sich etwas verändert hatte. Es hatte sich eingeschlichen, wie die meisten wahren Dinge in ihr Leben, auf Umwegen, durch Wiederholung statt durch ein einzelnes Ereignis. Aus sechs Stunden

im Raumanzug wurden acht, ein völlig unauffälliger Teil ihrer Woche, bis sie eines Abends in ihrer siebten Woche auf der Plattform, allein in ihrer kleinen Privatkabine, nach einer langen Schicht auf dem vierten Array ihren Unteranzug auszog. Sie ertappte sich dabei, wie sie inne hielt, bevor sie das letzte Stück abstreifte, und saß eine ganze Minute lang auf der Kante ihrer schmalen Kojе, spürte einfach das schwere, vertraute Gewicht, bevor sie sich schließlich ganz auszog und sich energisch sagte, dass sie müde sei und dass Müdigkeit dazu führe, dass man seltsame Dinge an seinem eigenen Körper wahrnehme, die völlig bedeutungslos seien.

Diese Erklärung hatte sie vielleicht noch zwei Wochen lang geglaubt.

Was letztendlich den Ausschlag gab, war nicht eine einzelne dramatische Erkenntnis, sondern eine Erinnerung, die eines Abends in ihrer neunten Woche unerwartet und mit verblüffender Klarheit über sie hereinbrach. Sie saß auf ihrem Bett, genau in der Position, in der sie sich zuvor ertappt hatte, die Windel noch an, und hatte es nicht eilig, sie auszuziehen. Plötzlich und vollständig war sie wieder sieben Jahre alt, in dem kleinen Hinterzimmer eines Reihenhauses am Rande einer Stadt, an die sie seit über einem Jahrzehnt nicht mehr mit so vielen Sinnen gedacht hatte. Sie erinnerte sich an das besondere Muster der Tapete, verblasste Rosen auf cremefarbenem Grund, an den besonderen Schein des Morgenlichts durch die Vorhänge, die sich nie ganz schlossen. Sie erinnerte sich an die flinken, ruhigen Hände ihrer Mutter, die mit derselben unauffälligen Kompetenz, mit der sie Schulbrote packte oder die Stromrechnung bezahlte, die Klebestreifen einer Windel befestigten – nicht emotionaler als sie selbst bei diesen Dingen war. Und Samantha, klein, schläfrig und völlig unbeeindruckt, lag einfach da und ließ es geschehen, denn es war Dienstag oder Mittwoch oder irgendein gewöhnlicher Morgen einer gewöhnlichen Woche in einer Kindheit,

in der dies in den ersten elf Jahren ihres Lebens genauso selbstverständlich gewesen war wie für ihre Mutter.

Die Erinnerung war ohne Vorwarnung gekommen, und zwar mit einer Wucht, die ihr Inhalt nicht zu rechtfertigen schien. Samantha saß auf ihrer Koje auf dem Bahnsteig von Valles Marineris, vierundzwanzig Jahre alt und vierhundert Millionen Kilometer von jener hinteren Kabine entfernt, und ertappte sich, ohne es sich wirklich ausgesucht zu haben, beim Weinen – nicht aus Trauer, nicht direkt, obwohl etwas Ähnliches wie Kummer mitschwang, sondern aus der schieren, unerwarteten Intensität dieses Gefühls, von dem sie dreizehn Jahre lang geglaubt hatte, es endgültig überwunden zu haben.

Nach jenem Abend wusste sie nicht sofort, was sie mit dieser Entdeckung anfangen sollte. Sie begriff nur vage, dass die dicke Windel des Raumanzugs etwas bewirkt hatte, was die Einwegkleidung ihrer Teenagerjahre nie geschafft hatte. Durch die reine physische Wiederholung hatte sie ein Gefühl wiederhergestellt, das ihr Körper offenbar nie wirklich mit Geborgenheit verbunden hatte, so sehr ihr erwachsener Verstand das auch beharrlich beharrt hatte. Mit einem gewissen Unbehagen begriff sie, dass dies bedeutete, dass die gesamte sorgfältig aufgebaute Struktur ihres erwachsenen Selbst – kompetent, unbeschwert und vollkommen in sich ruhend – die ganze Zeit auf einem Fundament geruht hatte, das sie nie wirklich gründlich untersucht hatte.

Sie war natürlich schon lange Bettnässerin. Das war keine neue Information; sie hatte diese einfach lange Zeit unter der Rubrik „*Erledigt*“ abgelegt, zusammen mit anderen unspektakulären Kindheitserinnerungen. Überwundene Allergien, eine Asthma-Phase, die sich bis zur Pubertät gelegt hatte, eine Hundephobie, die mit etwa neun Jahren verschwunden war. Sie hatte, solange sie sich erinnern konnte, bis fast zu ihrem sechzehnten Lebensjahr jede

Nacht ins Bett gemacht, und ihre Mutter hatte die ersten elf Jahre mit derselben zügigen, unbekümmerten Pragmatik damit umgegangen, die sie in allem anderen an den Tag legte – in einem Haushalt, der notgedrungen eher von Pragmatismus als von Gefühlen geprägt war. Sie hatte vier Kinder, einen Mann, der lange in einem Instandhaltungswerk am Stadtrand arbeitete, und nicht viel Zeit oder emotionale Kapazität, um einer alltäglichen körperlichen Tatsache mehr Drama zu verleihen, als nötig war.

Samantha hatte es als Kind gemocht, auf die einfache und unkomplizierte Art, wie Kinder Dinge mögen, die ihnen Geborgenheit vermitteln. Sie mochte die Routine, die Tatsache, dass jeden Morgen, egal was am Vortag geschehen war, die Hände ihrer Mutter flink und zuverlässig erschienen und die Kleinigkeit der nassen Nacht erledigten, bevor der Tag richtig losging. Obwohl sie mit sieben, acht oder neun Jahren noch nicht die Worte hatte, um es so zu beschreiben, mochte sie dieses besondere Gefühl, umsorgt zu werden, ohne dass sie darüber nachdenken musste. Sie musste es sich nicht verdienen, nicht darum bitten und auch nicht gut genug sein, um es zu verdienen. Es geschah einfach, wie der Sonnenaufgang, und in einem Haushalt, in dem Zuneigung sonst nicht so offen gezeigt wurde, war es der sicherste Beweis dafür, dass sich jemand um sie kümmerte.

Es hatte sich mit etwa elf oder zwölf Jahren anders angefühlt, auf die gewöhnliche, unscheinbare Art, wie sich Dinge in der Kindheit verändern, wenn man zum ersten Mal merkt, dass andere Kinder sie nicht teilen. Sie erinnerte sich genau an das Gespräch, das den Ausschlag gegeben hatte: bei einer Übernachtungsparty, mit elf Jahren. Eine Freundin hatte sie verwundert, aber nicht unfreundlich nach der Windel gefragt, die Samantha selbstverständlich eingepackt hatte. Und plötzlich, wie von einem Schock getroffen, wurde ihr klar, dass etwas, das sie nie für seltsam gehalten hatte, von fast allen, die sie kannte, als seltsam empfunden wurde. Sie hatte der

Freundin erzählt, es sei aus medizinischen Gründen, wegen einer Blasenschwäche, und die Freundin hatte das ohne Weiteres akzeptiert. Samantha war von dieser Übernachtungsparty nach Hause gegangen und hatte an einem einzigen Abend sowohl eine nützliche Lüge als auch eine wirklich schmerzhaft neue Erkenntnis über sich selbst gewonnen. Die folgenden Jahre hatte sie damit verbracht, alles zu tun, was ein findiges, verlegenes zwölfjähriges Mädchen eben tun kann, um die Kluft zwischen den beiden zu überbrücken.

Die Wiederverheiratung ihrer Mutter, als Samantha vierzehn war, erfolgte fast genau zu dem Zeitpunkt, als die Kluft in Samanthas Augen beinahe unerträglich geworden war. Gerald's Ankunft im Haus – vernünftig, geduldig und völlig von seiner eigenen Vernunft überzeugt – beendete die ganze Angelegenheit so schnell und endgültig, dass sie mit fünfzehn Jahren im Grunde ungeübt war, ihre nächtlichen Bedürfnisse anders als mit blankem Entsetzen zu bewältigen. Innerhalb eines Monats, nachdem die Windeln weg waren, hörte sie auf, ins Bett zu machen, nicht etwa, weil ihr Körper endlich und praktischerweise mit dem der anderen gleichgezogen hatte, sondern weil sie sich in mehreren wirklich elenden Wochen mit unruhigem Schlaf, kalten, nassen Morgen und der ganz besonderen Angst vor Gerald's leiser, enttäuschter Stimme selbst beigebracht hatte, rechtzeitig aufzuwachen.

In den Jahren seither hatte sie sich eine Geschichte dazu erzählt, an die sie schließlich mit fester Überzeugung glaubte. Die Windeln waren einfach eine Kindheitsgewohnheit gewesen, die sie etwas später als die meisten anderen abgelegt hatte; das Ablegen, so unangenehm es auch gewesen sein mochte, war letztendlich richtig und notwendig gewesen; und jegliche verbliebenen Gefühle in Bezug auf die ganze Sache waren nichts weiter als gewöhnliche, leicht peinliche Nostalgie, nicht bedeutsamer als die komplizierten

Gefühle, die jeder Mensch gegenüber anderen zurückgelassenen Kindheitserinnerungen hat.

Als sie mit vierundzwanzig Jahren auf ihrer Kojе auf dem Bahnsteig von Valles Marineris saß, die nasse Windel noch zugebunden, die Tränen auf ihrem Gesicht trockneten, verstand sie – was sich anfühlte, als wäre es das erste Mal seit dreizehn Jahren – , dass diese Geschichte nie ganz der Wahrheit entsprochen hatte.

In den folgenden Wochen unternahm sie nichts Dramatisches mit der Entdeckung. Es handelte sich, so redete sie sich ein, nicht um eine Krise. Es bedurfte keiner Krisenreaktion. Sie setzte ihre Schichten fort, absolvierte weiterhin ihre Außenbordeinsätze und blieb, in jeder Hinsicht gegenüber den 39 anderen Personen auf der Plattform, dieselbe kompetente, beliebte und völlig unauffällige Ingenieurin, die sie seit ihrem ersten Tag an Bord gewesen war.

Was sie abends im Stillen tat, war , sich – vorsichtig und nach langem inneren Kampf – zu erlauben, das Gefühl einfach nur zuzulassen, anstatt es sofort zu unterdrücken. Sie begann, ohne es sich wirklich zu überlegen, nach jeder Schicht etwas länger in der nassen Windel zu bleiben, als es die Hygiene erforderte. Sie saß in der Stille ihrer Kabine auf ihrer Kojе und nahm wertfrei wahr, wie es sich anfühlte, so gehalten zu werden – geborgen, warm und umsorgt. Schließlich raffte sie sich auf, duschte und wurde für den Rest des Abends wieder die Alte, die in der Messe zu Abend aß und sich mit ihren Kameraden über Verarbeitungserträge und Geräteausfälle unterhielt.

An einem solchen Abend, vielleicht drei Wochen nachdem die Erinnerung an die Hände ihrer Mutter sie unwillkürlich übermannt hatte, suchte der Rest der Erinnerung sie auf. Diesmal nicht allmählich, sondern mit einem Mal, so wie man einen angehaltenen Atemzug endlich ausstößt.

Sie hatte gedankenverloren über nichts Bestimmtes nachgedacht, als ihr Geist mit derselben verblüffenden Klarheit wie die vorherige Erinnerung das Bild eines kleinen Stoffhasen hervorbrachte, den sie bis zu ihrem neunten oder zehnten Lebensjahr besessen hatte. Er war weich und abgenutzt, ein Ohr vom jahrelangen Kauen im Schlaf ganz dünn geworden, und ihre Mutter hatte ihr schließlich sanft vorgeschlagen, ihn wegzuräumen, da sie ja älter wurde. Sie hatte ihn weggeräumt. Sie hatte nicht daran gedacht, wurde ihr klar, als sie auf ihrem Bett saß und die Erinnerung frisch und unerwünscht in ihrer Brust saß, mindestens fünfzehn Jahre lang.

Als Nächstes dachte sie, wie von selbst und mit einer neuen Welle desselben schwindelerregenden Gefühls, an einen Schnuller. Er gehörte ihr, ganz persönlich, und sie hatte ihn bis zu einem Alter behalten, dessen genaue Größe sie als Erwachsene nun fast beschämt nicht mehr benennen wollte. Sie hatte ihn nicht etwa abgegeben, weil sie ihn nicht mehr wollte, sondern weil ihre Mutter an einem ganz normalen Nachmittag inmitten des üblichen Trubels der Vierer-Erziehung einfach beschlossen hatte, dass es genug war, und ihn ihr mit einer Entschlossenheit weggenommen hatte, die keinerlei Diskussion zuließ. Sie erinnerte sich mit einer Intensität, die sie selbst erschreckte, an den besonderen Trost, den er ihr spendete. Nicht nur an das körperliche Gefühl, sondern an das ganze damit verbundene Gefühl, noch klein genug zu sein, dass Trost einfach sein durfte, dass sie ihre Sorgen noch nicht mit den komplizierten Mechanismen der Erwachsenen – Vernunft, Perspektive und dem *ständigen Weitermachen – bewältigen musste*, dass sie sich einfach etwas wünschen konnte und es sie tröstete, und dass dies in diesem Alter völlig ausreichend war.

Und dann, zuletzt und am beunruhigendsten von allem, weil es ohne die mildernde Distanz der Nostalgie, sondern mit einer echten, gegenwärtigen Sehnsucht einherging, kam die schlichte,

greifbare Erinnerung an ihr eigenes Kinderbett. Es wurde abgebaut und verschenkt, bevor sie alt genug war, sich richtig daran zu erinnern, darin zu schlafen. Sie kannte es nur noch durch ein einziges Foto, das ihre Mutter in einem alten Album aufbewahrt hatte. Darauf war sie vielleicht zwei Jahre alt, stand am Gitterbett, eine Hand nach oben ausgestreckt, die Kamera haltend, und auf ihrem kleinen, runden Gesicht lag ein Ausdruck reinen, unkomplizierten Vertrauens. Samantha, mit vierundzwanzig, sehnte sich mit einer Intensität, die sie weit mehr ängstigte als die Windel je, danach, dieses Gefühl wiederzuerleben.

Sie saß an jenem Abend lange da, die nasse Windel noch an, die Umluft des Bahnsteigs leise summend durch die Lüftungsschlitze, und verstand mit einer Klarheit, die ihr in dreizehn Jahren sorgfältiger Vermeidung nicht gelungen war, dass die Windel nie alles gewesen war. Sie war lediglich die Tür gewesen. Dahinter verbarg sich die gesamte Geschichte eines kindlichen Selbst, das sie verdrängt hatte – nicht weil dieses Selbst abgeschlossen, richtig erwachsen geworden oder sich auf die Art und Weise gelöst hatte, wie sich Dinge in der Kindheit lösen sollten, sondern weil die Menschen um sie herum in ihrem Namen und ohne viel Rücksicht auf ihre eigenen Gefühle entschieden hatten, dass sie damit abschließen sollte. Dreizehn Jahre lang hatte sie seitdem ein Erwachsenenleben auf diesem unfertigen Fundament aufgebaut, ohne jemals zurückzukehren und zu prüfen, ob es sich tatsächlich gesetzt hatte.

Sie erzählte niemandem auf dem Bahnsteig davon. Das war, redete sie sich ein, weniger Feigheit als vielmehr schlichter Pragmatismus. Valles Marineris war ein kleiner, eng verbundener Stützpunkt, vierzig Leute, die zusammen aßen und arbeiteten und innerhalb weniger Wochen nach ihrer Ankunft die meisten alltäglichen Details aus dem Leben der anderen kannten. Und Samantha konnte sich nicht vorstellen, dass diese spezielle Tatsache

in dieser engen Gemeinschaft unversehrt bleiben würde. Stattdessen behielt sie sie ganz für sich, beschränkt auf die ein, zwei ruhigen Stunden am Abend, in denen sie sich vorsichtig erlaubte, einfach damit zu sein. Die Windel trug sie etwas länger als unbedingt nötig, ließ die Erinnerungen auftauchen, anstatt sie sofort zu verdrängen. An manchen Abenden erlaubte sie sich in der völligen Abgeschiedenheit ihrer Kabine, eine zusammengerollte Jacke so zu halten, wie sie einst einen Stoffhasen gehalten hatte, und fühlte sich dabei deutlich weniger albern, als sie erwartet hatte.

In diesen Monaten dachte sie mehr als einmal darüber nach, was es bedeuten würde, weiterzugehen, die Dinge, die sie sich wünschte, tatsächlich zu erwerben, anstatt sich nur mit dem Wunsch selbst abzufinden. Das geringe persönliche Budget der Plattform und der eingeschränkte Nachschubplan machten alles Ausgefallene praktisch unmöglich. Es gab keine diskrete Möglichkeit, ein Stofftier oder eine Puppe über Kanäle zu bestellen, die jede Bestellung mit einer Crewliste abglichen, auf die effektiv vierzig Personen Zugriff hatten. Und Samantha, so sehr der Wunsch auch gewachsen war, war noch nicht bereit, das Risiko einzugehen, dass es jemand anderes erfuhr. Stattdessen begnügte sie sich mit kleinen, privaten Ersatzgeschenken. Ein weicher, mit der Zeit dünner gewordener Schal, den sie gefaltet auf ihrem Kissen aufbewahrte und gelegentlich, in der tiefen Stille der Nacht, so hielt, wie sie sich vorstellte, einst etwas Weicheres und speziell für diesen Zweck Geformtes gehalten zu haben. Eine alte Gewohnheit, die sie ohne viel bewusste Entscheidung wiederbelebt hatte, in den letzten Minuten vor dem Einschlafen vor sich hin zu summen, ein Fragment eines Wiegenliedes, dessen Ursprung sie nicht einordnen konnte, das aber, wenn sie es brauchte, mit der gleichen unwillkürlichen Klarheit auftauchte wie alles andere in dieser Jahreszeit.

Es war, dachte sie manchmal, eine seltsame Art von Einsamkeit, nicht das gewöhnliche Heimweh, vor dem man sie

gewarnt hatte, sondern etwas viel Spezifischeres: die Einsamkeit, sich nach einer bestimmten Art von Betreuung zu sehnen, von der sie keine realistische Hoffnung hatte, sie jemals zu finden, auf einer Forschungsplattform, vierhundert Millionen Kilometer von jedem entfernt, der sie hätte verstehen können. Sie war umgeben von neununddreißig kompetenten, fähigen Erwachsenen, die, da war sie sich ziemlich sicher, den tatsächlichen Inhalt ihrer Abende mit allem von höflicher Verwirrung bis hin zu echter Besorgnis aufnehmen würden.

In ihren ehrlicheren Momenten fragte sie sich, ob der Rest ihres Lebens wohl so aussehen würde: ein privater, sorgsam abgegrenzter Bereich der Gefühle, den sie nur im Geheimen auslebte, eher bewältigte als löste, der in ständigem Widerspruch zu der kompetenten, souveränen Frau stand, die sie jedem präsentierte, der sie zu kennen glaubte. Mit ihren vierundzwanzig Jahren hatte sie keine bessere Antwort darauf und arrangierte sich so gut es ging mit dem Gedanken, dass dies von nun an einfach so weitergehen würde.

Und dann kam ihr der Gedanke, dass sie zwar nie einen Schnuller oder Teddybären oder Ähnliches haben könnte, aber Windeln. Es gab unzählige schlichte weiße Windeln, da so viele Menschen sie unter ihren Raumanzügen trugen, genau wie sie. Sie könnte also nachts wieder eine tragen und den angenehmen Sitz genießen und sie im Wachzustand einnässen, in Erinnerung an ihre noch gar nicht so lange zurückliegende Zeit als Bettnässerin.

Und so geschah es.

Nach ihrer EVA-Schicht konnte sie sich ganz einfach eine zusätzliche Windel anziehen, die nasse ausziehen, duschen und sich dann wieder in die gewohnte Windel wickeln. Sie fühlte sich wieder wohl, und schon nach einer Woche mit Nachtwindeln wachte sie eines Morgens überrascht auf: Die Windel war viel nasser als beim Einschlafen.

Sie nässte nachts wieder ein. Unabsichtlich. Wie ein Kind. Wie ein Baby.

Sie fürchtete und begrüßte zugleich die Rückkehr des Bettnässens, und es dauerte nur wenige Wochen, bis es jede Nacht passierte. Und sie stellte fest, dass sie sich selbstgefällig darüber freute, als wäre es die Rückkehr dorthin, wo sie wirklich hingehörte. Man hatte sie terrorisiert, um mit dem Bettnässen aufzuhören, und nun nässte sie wieder ins Bett, so wie sie es eigentlich nie aufgehört hatte.

Ihr Einsatz auf der Valles Marineris endete regulär ein Jahr und elf Monate nach seinem Beginn mit der Überprüfung ihrer Akte durch einen Versetzungsausschuss. Dieser befand sie erwartungsgemäß für makellos und bot ihr unter anderem einen Platz auf einem der Langstrecken-Versorgungskreuzer der Flotte an, die schneller als Lichtgeschwindigkeit waren. Diese Art von Versetzung bedeutete wochenlange Zwangsruhe zwischen kurzen Phasen intensiver Arbeit. Sie vermutete, dass die meisten Versetzungskandidaten die offensichtlichen Nachteile dieser Versetzung sorgfältig abwogen, bevor sie sie annahmen.

Samantha nahm das Angebot innerhalb eines Tages an, mit einer Begeisterung, die sie damals nicht ganz verstand und erst viel später richtig begreifen sollte, nach einer Auseinandersetzung mit dem Schiffspiloten im Korridor und einer Reihe stiller Gespräche, die ihr die Situation klarer vor Augen führten. Ein Teil von ihr, der immer noch die ungelöste Angelegenheit mit dem hinteren Schlafzimmer, dem Stoffhasen und dem Foto des vertrauensvollen zweijährigen Kindes, das aus seinem Kinderbett nach oben griff, im Kopf hatte, erinnerte sich *an wochenlange, erzwungene Bewusstlosigkeit und kurze Arbeitsphasen, unterbrochen von langen, privaten Momenten, in denen fast niemand sonst wach war*. Und sie erkannte, ohne genau sagen zu können, warum, dass dies der erste wirklich private

Raum sein könnte, der ihr seit ihrem elften Lebensjahr geboten wurde.

Sorgfältig packte sie den abgenutzten Schal zwischen ihre wenigen persönlichen Gegenstände, verstaute ihn ganz unten in einer Reisetasche, wo er bei einer routinemäßigen Kontrolle nur als sentimentales Erinnerungsstück auffallen würde, und hinterfragte nicht allzu genau, warum ihre Hände leicht zitterten, als sie in das Transportmittel stieg, das sie schließlich zur Kessler Station und zum Kreuzer *Ellipse bringen sollte*. Es fühlte sich eher nach Hoffnung als nach der üblichen Nervosität eines neuen Einsatzortes an.

Sie ahnte nicht, was sie am anderen Ende des Weges erwartete, als sie in das Transportmittel stieg. Ein Korridor, eine Frau in einem rosa Kleid mit einem Teddybären unter dem Arm und das langsame, behutsame Entfalten all dessen, was sie in den zwei Jahren auf dem Mars zu begehren gelernt hatte und von dem sie noch keine Ahnung hatte, wie sie es jemals bekommen könnte. Sie wusste nur, dass etwas in ihrer Brust, still und geduldig und deutlich älter als sechsundzwanzig, immer noch wartete, so wie es schon seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr gewartet hatte, als sie zum ersten Mal in einem leeren, fremden Bett erwacht war, darauf, dass jemand zurückkehrte und die kleine Angelegenheit der Nacht wieder in Ordnung brachte.

Sie würde nicht mehr lange warten müssen. Doch das wusste sie noch nicht, und so saß sie während der langen Fahrt nach Kessler da, drehte den abgenutzten Schal in ihren Händen und fragte sich, mit dem besonderen Schmerz einer Frage, die sie sich nie laut zu stellen erlaubt hatte, wie der Rest ihres Lebens wohl aussehen würde, wenn sie jemals den Mut fände, das Verlangen nicht länger zu unterdrücken und sich endlich einfach klein zu machen.

Samantha nässte wieder einmal ins Bett, und diese Tatsache zauberte ihr ein Lächeln ins Gesicht, denn sie wusste, dass die

Windel, die sie jede Nacht trug, tatsächlich notwendig war und nicht irgendein Relikt.

Und sie fragte sich, wie ihre neue Stelle wohl aussehen würde , wo sie nur eine weitere Ingenieurin sein könnte, die eine Windelabhängigkeit entwickelt hatte, wie es einigen anderen passiert war, die in Raumanzügen acht Stunden am Stück Windeln getragen hatten.

Sie war begeistert von den Möglichkeiten.

Das Ende

HINWEIS: Diese Geschichte ist auch ein Prequel zu Maxwell Voss' Roman: Space Baby.